

jammere ich, erneuert es sich, im großen und ganzen, doch immer auf die gleiche Art. Seit vier Jahren wird Frau Staudt der Ehre teilhaftig, den Kaiser in Heringsdorf begrüßen zu dürfen, sobald er nach seiner Nordlandsreise den Fuß wieder auf deutschen Boden gesetzt hat. Es mag daran erinnert sein, wie und wo der Kaiser Frau Staudt zum ersten Male begegnete. Das geschah im Jahre 1907 in Vansin. Auf enger Straße kam von der einen Seite das Automobil des Kaisers, von der anderen der prächtige Viererzug, den Frau Staudt selbst lenkte. Sie brachte die Pferde zum Stehen, stieg vom Aufschob und erwies dem Kaiser auf der staubigen Landstraße einen tiefen, regelrechten Hofniz. Der Kaiser ließ halten, um ihr zu danken, und da er Frau Staudt schon des öfteren beim Morgenritt im Tiergarten gesehen hatte, und wußte, wer sie war, begann er ein Gespräch mit ihr. Er fand sehr schnell Gefallen an der natürlichen Art der klugen Frau. Frau Staudt ist von Geburt keine große Dame, sondern eine schlichte Berlinerin, Kleinbürgerlicher Herkunft, die Tochter eines Agenten, dessen Geschäftsräume sich in einem bescheidenen Hause der Berliner City befanden. Ihr pervertorber Mann war anfangs Angestellter des bekannten Exporthauses Hardt u. Co. Als ihm das Verlangen, zum Teilhaber genommen zu werden, abgelehnt wurde, machte er sich selbständig und begründete das jetzt seinem Erben gehörende Haus „Staudt u. Co., Import-, Export- und Bankgeschäft“, dessen Hauptknoten in der Königsgrabenstraße 6 ist. Das Filialen in Hamburg, Antwerpen, Genoa, Manchester, Bradford, Nottingham, Boston, Buenos-Aires, Rosario, Bahia, Bianca und Montevideo besitzt, und die Firma Hardt u. Co. an Ausbeutung und Arbeiterzahl längst überflügelt hat. Seit dem Tode ihres Mannes hält Frau Staudt die Leitung des riesigen Unternehmens in eigenen Händen. Sie ist täglich in der Königsgrabenstraße anzutreffen, und an jedem Abend wird ihr ein schriftlicher Ausweis über die Höhe der Tagesabschlüsse vorgelegt. Der Kaiser erweist sich an ihrem munteren Berliner Mutterwitz und es ist kaum nötig zu sagen, daß er sich mit ihr nicht über Politik, sondern über die kleinen, vernünftigen Ereignisse des Alltagslebens unterhält. Sehr geschätzt wird er auch von Frau Staudt, den Kaiser in ihr Haus zu ziehen. Der Kaiser machte, wie an dieser Stelle schon früher erzählt worden ist, den Brautwerber für ihre älteste Tochter, indem er, mit ihrem Einverständnis, den Oberleutnant v. Rummel von den Moabit Garde-Mann im Vager von Alten-Grabow zu sich berief, ihn ermunterte, um die Hand des Fräuleins Staudt anzuhalten und sich zur Hochzeit ansetzte. Frau Staudt rüstete die Trauung in dem schönen Palais, das sich am Rande des Tiergartens befindet, und so ergab es sich, daß der Kaiser auch an dem Hochzeitsmahl teilnahm, die Brautmutter zu Tische führte und als vornehmster Gast das Hoch auf das junge Paar ausbrachte.

Westfalen-Rheinland.

Von zwei Automobilen wurde zwischen Kamen und Lünen der auf seinem Rad von der Jagd kommende Lehrer Willmann überfahren. Schwerer verletzt wurde er ins Krankenhaus gebracht.

„Alkoholfrei!“ Das Nahrungsmitteluntersuchungsamt des Landkreises Dortmund hat, wie es in seinem Jahresbericht ausführt, im Laufe des Jahres 24 Proben sogenannter „alkoholfreier“ Limos untersucht. Hierbei wurde festgestellt, daß die Proben 10,70 bis 44,40 Prozent Alkohol enthielten. Ebenso enthielt der größte Teil angeblich alkoholfreier Biere einen verhältnismäßig hohen Prozentsatz Alkohol. Ungefähr die Hälfte der entnommenen Proben von Handelsmilch mußte wegen Verwässerung beanstandet werden, während unter den einwandfrei entnommenen Proben Stallmilch keine einzige abnorme Zahlen aufwies.

Ein Dortmunder Sporthelmkünstler ist nach Untersuchung hoher Kautionsbeträge seiner Angestellten flüchtig.

Schrecklicher Unglücksfall. Die in der Mitte der 60er Jahre lebende Frau des Kirchentassenrendanten Hartnack in Laasphe hatte im Stalle in der Nähe einer etwas bössartigen Kuh zu tun. Plötzlich wurde diese wild und rief der Frau mit den Hörnern den Leib auf, so daß die Eingeweide hervortraten. Man brachte die unglückliche Frau zwar gleich in die Warburger Klinik, doch soll wenig Hoffnung auf Erhaltung ihres Lebens bestehen.

In Levinghausen bei Mönchengladbach, vermutlich infolge Selbstentzündung von Senf, das vor einigen Jahren von der Zeche Viktor angekauft wurde, ist das Landwirts Lunemann bis auf den Grund nieder. Infolge der Dürre und den vorhandenen Erntevorräten griff das Feuer rasch um sich.

Ein Dorf in Flammen. In Ramsdorf bei Bocholt brach Dienstag früh ein Brand aus, dem 10 Häuser zum Opfer fielen, mehrere andere brennen noch. Die Ursache der Entzündung des Brandes ist noch nicht festgestellt. Alle Feuerwehren der Umgegend sind an den Löscharbeiten beteiligt.

Die japanische Militärstudienkommission unter Leitung des Generals Yamaguchi traf zur Befichtigung der Krupp'schen Werke in Essen ein.

Zu dem Bauunglück in Mülheim (Ruhr) wird noch berichtet: Im Laufe der sich sehr schwierig gestaltenden Aufbaumarbeiten, die durch Mannschaften des 159. Infanterieregiments vorgenommen wurden, wurde noch ein fünfster Arbeiter aus dem Trümmerhaufen hervorgezogen. Einer der schwerverletzten dürfte mit dem Leben kaum davonkommen. Ein Ausguck weckte an der Unglücksstelle, um

den Tatbestand aufzunehmen. Eingestürzt ist der Mittelbau, der zu beiden Seiten wie abgefaßt wurde. Die Ursache des Unglücks soll darin bestehen, daß die unteren Betonpfeiler nachgegeben haben. Man sucht die Ursache auf die große Hitze zurückzuführen, indem der Beton zu schnell eintrocknete.

Der Tod auf den Schienen fand in Mülheim (Ruhr) der 60-jährige Werkmeister Wühr von der Eisenbahnwerkstelle in M.-Sturum. Als er das Gleise überschreiten wollte, wurde er von einem Schnellzuge überfahren und auf der Stelle getötet. Sein erwachsener Sohn, der sich zufällig auf dem Bahnhof Sturum befand, und sich nach dem Getöteten erkundigte, mußte zu seinem Schreden hören, daß es sein Vater sei.

Strassenbahnübernahme der Stadt Düsseldorf. Die Stadtverordnetenversammlung genehmigte den Ankauf der elektrischen Bahnstrecke Düsseldorf-Vohwinkel-Ohlis von der bergischen Kleinbahn-Wkt.-Ges. in Eberfeld für 3,6 Millionen Mark. Den Betrieb der Strecke übernimmt gegen eine Jahrespacht von 144.000 Mark die rheinische Bahngesellschaft in Düsseldorf, an der die Stadt Düsseldorf stark beteiligt ist.

Gravierender Fund. Spielende Kinder fanden hinter dem Kaiser-Schlachthof in Köln einen Sack mit einer halbverrotten menschlichen Leiche, der der Kopf, die Arme und die Beine fehlten.

Gemeines Verbrechen. Ruchlose Burlesken legten in der Nacht über die Chaussee bei Benzberg harte Baumstämme, an denen ein von Köln kommendes, mit drei Personen besetztes Automobil zertrümmerte. Durch den Anprall brach die Steuerung und das Automobil stürzte in den Chausseegraben. Der Chauffeur erlitt schwere Verletzungen am Kopfe, die übrigen Insassen trugen Arm- und Beinverletzungen davon.

Gernt schwimmen. Der Landrat in St. Goarshausen weist in einer zeitgemäßen Bekanntmachung unter Hinweis auf die vielen beim Baden oder bei sonstiger Tätigkeit am Wasser vorkommenden Unglücksfälle mit tödlichem Ausgang darauf hin, daß sich diese meist ereignen, weil die davon Betroffenen des Schwimmens unkundig waren. Zur Vermeidung solcher Unglücksfälle ersuche es zweckmäßig, wenn schon die schulpflichtige Jugend zur Erlernung des Schwimmens angehalten werde. Obgleich in den Orten am Rhein und an der Bahn viel Gelegenheit gegeben sei, das Schwimmen zu erlernen, sei es auffallend, daß immer noch eine große Zahl von Anwohnern nicht schwimmen könnten. Das Schwimmen sei eine gesunde Lebensübung und sollte Gemeingut möglichst vieler sein. Die Kreis-Inspektoren werden gebeten, auf die Kinder einzuwirken, daß sie frühzeitig das Schwimmen erlernen.

Ein großes Brandunglück ereignete sich in dem holländischen Städtchen Stanhork. In der Wohnung eines Arbeiters brach Feuer aus, das sich mit großer Schnelligkeit verbreitete, weil es an Wasser mangelte. Sechzehn landwirtschaftliche Gebäude mit Wohngebäuden, zahlreichen Vieh und die Erntevorräte sind ein Raub der Flammen geworden.

Die doppelzüngigen Japaner.

In einem fesselnden Aufsatz weist Professor Labruna auf die auffallende Doppelzüngigkeit der Japaner hin, die den Fremden gegenüber ein ganz anderes Wesen zur Schau tragen, als wenn sie unter sich sind. Während zum Beispiel die in englischer Sprache erscheinende Japan Times unermüdlich von der Bewunderung der Japaner für die Kultur der Europäer spricht, tropfen die in japanischer Sprache erscheinenden Blätter von maßlosen Beleidigungen und Geringschätzungen der Fremden. Ein Mann wie der Universitätspräsident Kanabata schreibt dann, daß „die Franzosen in den tiefsten Schlamm der Unwissenheit versunken sind“, in Taipe kann man lesen, Berlin ist nur ein einziges riesiges Freudenhaus und der Oberintendant des Zollwesens von Yokohama nennt die Königin Victoria ein „Weibsbild“. Betritt man einen japanischen Laden, so wird einem der Besitzer mit dem liebsten lächelnden Lächeln entgegengetreten, nach dem Brauche der japanischen Galanterie die Hände auf die Kniee senken, und wenn man ihm dann seine Adresse angibt, folgt mit tiefer Verehrung aber nachweislich in japanischer Sprache der ehrfürchtige Abschiedsgruß „Ich wünsche Ihnen ergebenst einen guten Tag, Herr Dummkopf!“ Wobei der Händler sich die Ware von dem Fremden natürlich doppelt hoch bezahlen läßt. Oder man gehe durch eine Straße Tokios: rasch wird man ein Gefolge japanischer Kinder hinter sich haben, die einem in ihrer Landessprache die größten Beschimpfungen nachrufen. „Du hast einen Hut auf, um Deinen schmutzigen Schädel zu verbergen!“ „Du hast einen Kragen, um Deine Gesichtsmerkmale zu verdecken!“ „Du hast Brillen, um Deine Tiefsichten zu verbergen!“, usw. Das ist die Galkfreundschaft, die die japanische Jugend dem Europäer darbietet, und in ihnen spricht unverhüllt das wirkliche Empfinden des Japaners, der, wenn er zum Mann gereift ist, es gelernt hat, Haß und Verachtung unter einem lebenswürdigen Lächeln zu verbergen.

Ich betone, daß die Leitung der Verhandlung in meinen Händen liegt, und ich das Wort erteile, Herr Lambert.

„Ich meine nur!“ erwiderte dieser mit Mühe.

„Ich bitte nur, daran festhalten zu wollen,“ fuhr Dr. Haller fort, „zumal, wie sich schon jetzt herausstellt, recht erhebliche Meinungsverschiedenheiten vorhanden sind. Ich bitte also die Herren, welche damit einverstanden sind, daß wir die beiden Fragen, die Hauptfrage und die Unterfrage, zusammen behandeln, die rechte Hand zu erheben. Es besteht Einstimmigkeit. Ich eröffne nunmehr die Debatte. Herr Kollege Fischer.“

Der wohlbeleibte Rentier erhob sich, nachdem er schnell und heimlich ein paar Züge aus seiner Zigarre getan hatte, die er nach dem Stundenlangen Verharren in dem großen Gerichtssaal nicht mehr entbehren konnte. Herr Fischer war kein Redner, aber was ihm an Gabe abging, ersetzte er durch Wärme und durch manchen kräftigen Schlag auf den grünen Tisch, der gleichsam eine Unterbrechung seiner mitunter etwas störenden Worte bedeutete.

„Meine Herren! Machen wir keine großen Reden, damit die arme Frau aus ihrer Angst herauskommt. Gestern Abend schon, als sie uns so anschaute in ihrem Anfall, konnte ich's kaum mehr über's Herz bringen, und was die Frau Stöppner vorhin gesagt hat, das zeigt ja, daß die Welt an diesem Gregor Brandt wirklich nicht viel verloren hat. So oder so, ich sage zu allen beiden Fragen: Nein!“

Herr Fischer setzte sich geräuschvoll. Beifallsgemurmel ward laut, aber auch ein: „So glatt läßt sich der Fall denn doch nicht erledigen!“

„Herr Friedrich Lambert hat das Wort!“ betonte jetzt Dr. Haller.

Der Streit in England.

Die Anzeichen mehrten sich, daß ganz England sich in den Händen einer revolutionären Streikbewegung befindet. Ein nicht zu unterschätzendes Kennzeichen der Bewegung ist die wachsende Tendenz unter den Arbeitern, über ihre Führer hinweg Entschlüsse zu fassen, kurz, eine Politik auf eigene Faust zu treiben. Schon die furchtbaren Straßenkämpfe in Liverpool haben, durch unkontrollierbare Elemente hervorgerufen, in dem Augenblick eingeleitet, als der bekannte Arbeiterführer Tom Mann in einer Versammlung mitteilte, er habe sich den Behörden gegenüber dafür verbürgt, daß die ausländischen Arbeiter keine Ausschreitungen verüben werden. In Liverpool spielten sich zwischen ausländischen Schiff- und Eisenarbeitern und der bewaffneten Macht förmliche Schlachten ab. Die Szenen, die sich dabei abspielten, stehen in der Geschichte der englischen Arbeiterbewegung ohne Beispiel da. Die Arbeiter schlugen mit allem, was ihnen zur Hand kam, auf die Polizisten ein, die von der rund 100.000 Köpfe starken Menschenmenge auch mit Glasfenstern, Steinen und Holzstücken beworfen wurde. Erst durch Unterstützung einer größeren Menge Militär gelang es, die Streikenden zurück zu treiben. Die Häuser waren von den Streikenden verbarrikadiert worden. Pflastersteine wurden herausgerissen, in den Straßen wurden Barrikaden errichtet und der Kampf war ein außerordentlich heftiger. Neben zwei ihren Verletzungen erlegenen Polizisten wurden mehr als 100 Schwerverletzte und über 200 leichter Verwundete bisher bekannt.



legen aus seinen Gedanken, der vor dem Sitzungs-Beginn, als Dr. Haller noch nicht erschienen war, so energisch für die Schuld der Angeklagten gesprochen hatte.

„Wie so, Herr Kollege?“

„Wie so? Na aber, Herr Doktor! Wer anders als Sie hat immer darauf gehalten, daß wir uns nicht durch Gefühlserregungen befangen machen lassen dürfen? Erst müßten wir über die Schuldfrage im Klaren sein, dann erst könnten wir die Frage nach mildernden Umständen prüfen? Da hören Sie doch die Herren Kollegen, bald scheint's mir, die meisten von ihnen wollten auf Nichtschuld erkennen und die gestellten Fragen ohne weiteres verneinen!“

Dr. Haller sah dem Frager scharf in die Augen; er schien eine heftige, etwas zurechtweisende Antwort auf der Zunge zu haben, aber er bezwang sich.

„Vor allen Dingen haben wir wohl den Obmann für die heutige Beratung zu wählen, Herr Kollege!“

„Aber Herr Doktor, Sie werden doch den Posten wieder übernehmen?“

„Natürlich, Herr Doktor!“

„Wo zu sollen wir da noch lange wählen?“

„So erscholl es von allen Seiten.“

„Wenn ich bitten darf, meine Herren“, antwortete Lothar Haller, „so sehen Sie für heute von meiner Person ab. Hier, Herr Lambert“, damit wies er auf den Kollegen, der ihn vorhin angesprochen, „wird gewiß gern für mich eintreten.“

Der Geschworene fühlte sich höchlichst geschmeichelt. „Wenn ich Ihnen und den Herren Kollegen einen Gefallen tun kann, warum nicht?“

Aber die anderen Herren hatten zumeist den Streit vom Morgen nicht vergessen, und ein anderer Vorschlag:

„So nehmen wir denn eine Zettelwahl vor!“ fand Beifall. Das Resultat war ein unentschiedenes: Sechs Stimmzettel lauteten auf Dr. Lothar Haller, ebenso viele auf Friedrich Lambert.

Die danach nötig werdende zweite Wahl ergab sieben Stimmzettel für Haller, fünf für Lambert. Somit war also Haller doch gewählt und nahm nun den Obmannsplatz ein.

„Meine Herren, wir haben die erste Frage zu erörtern: Ist die Angeklagte schuldig ohne Vorbedacht, also im Affekt, ihren Mann getötet zu haben? Ich glaube, wir tun am besten, hiermit die zweite Frage zu verbinden, ob die Angeklagte zu dem Totschlag durch eine schwere Beleidigung oder Mißhandlung ihres Mannes gereizt worden ist. Denn, nach meiner Überzeugung könnte, wenn überhaupt eine Frage bejaht werden sollte, nur diese zweite, die Unterfrage, in Betracht kommen.“

Herr Friedrich Lambert sprang, wie von einer Tantalent verstanden, von seinem Platze auf. „Habe ich denn recht verstanden? Wenn überhaupt eine Frage bejaht werden sollte? Aber das halte ich doch für selbstverständlich!“

„Erst abwarten!“ klang es von drüben vom Tische her, und der gutmütige Rentier Fischer, der mildeste gesinnte unter all den zwölf Volksrichtern, sagte direkt: „Ich spreche die Frau frei!“

„Dho!“ sagte Lambert nachdrücklich.

Den drohenden Zungenkampf und das nahe Auseinanderplatzen der Geister stillte Lothar Haller mit seiner talantvollen Ruhe: „Ich habe die Herren Kollegen gebeten, für diese Sache von meiner Wahl zum Obmann abzusehen. Da ich aber gewählt bin, muß ich nachdrück-

Die Tati

Insgesamt

gehe zur Ent-

sene, schon vor-

werbeberichte.

ohne die

hässlichen Provin-

zen 161, da

der zehn f

fehlen Gewer

werbeberichtsge

ren im Bericht

ren stammenden

von 14.309 ob

war auf Klage

beitgeber 2863

ben Arbeitgeber

richtigen waren

Unternehmern

tern 12.127, vo

des gleichen Ur

Im Durchschnitt

der ersten Art 2

reichte Berlin,

Tätigkeit trater

auf ein töniglic

keiten. Als Ein

123 Fällen ang

beitgeber, 44 n

von beiden Tei

40, ein Schieds

ein Schiedspru

warfen sich bei

allein dreimal,

achten über gew

gerichten auf C

den abgegeben.

C Ameriti

Das Ameriti

berlame: und h

Scheidungsgeri

mit ihrem gesch

verständigen von

mehr gebraucht

haben. Sie gab

für Toilettenge

charakteristisc

mäßigen Entom

für Schönheitsm

viel. Sie gab v

immerhalb vern

kommen würde

hier Rechnung

Toilettenwasser

als 2400 Mark,

Wittschaft auf

erfordert 800 M

über 1400 hinauf

rand 1100 Mark

insgesamt h

ago gibt es vie

ne Parfumrech

erte, die ich im

ich mich über j

molte, hätte i

wies emphatisch

und billiges Ein

für Seidenstrimp

der Etat für Sü

800 Mark. Die

700 Mark im Sa

gegenstände, e

meine Ausgaben

und nicht mich

halsstarr. Das

und wieder einm

Der leicht e

stift die Korona

Herren! Herr R

Angeklagte frei

! Herr Fischer

das ist sie nicht,

und Erbm ihres

Wito! Ich ver

Fischer da zu se

„Dho! Das

der Angeklagte

erst recht frei!“

„Daß das

Stürmische

erhob laut seine

„Herr Lamb

hien Kritik abzu

hitz porzutragen,

lung überhaupt

„Schön, Herr

stie ich, mich ab

herauszuziehen

frei! Es steht für

den Mann erw

Der Staatsanwa

stie auf Tanne

nehmen Dame

Brandt ist leid

den Vorfall nicht

ihren ungetre

gibt, dann gib

Wage rabiate W

Die Tätigkeit der Gewerbegerichte in Preußen 1910.

Insgesamt bestanden 587 Gewerbegerichte, darunter 321 Innungsgerichtsgerichte und 10 auf Grund der Landesgesetze zur Entscheidung gewerblicher Streitigkeiten berufen, schon vor Einführung des Gesetzes vorhandene Gewerbegerichte. Von der Gesamtzahl der Gewerbegerichte — ohne die Innungsgerichtsgerichte — entfielen auf die übrigen Provinzen zusammen 105, auf die westlichen Provinzen 161, davon auf die Rheinprovinz 54 (einschließlich der zehn königlichen Gewerbegerichte); in Hohenzollern fehlten Gewerbegerichte. Bei den auf Grund des Gewerbegerichtsgesetzes errichteten 251 Gewerbegerichten waren im Berichtsjahre (einschließlich der aus den Vorjahren stammenden) 60 548 Rechtsstreitigkeiten anhängig (davon 14 309 oder fast ein Viertel allein in Berlin), und zwar auf Klage der Arbeiter 57 479, auf Klage der Arbeitgeber 2863 und auf Klage zwischen Arbeitern desselben Arbeitgebers 206. Bei den fünf Berg-Gewerbegerichten waren von den Arbeitern 1912 und von den Unternehmern 2 Klagen anhängig. Bei den zehn staatlichen Gewerbegerichten im Rheinlande waren von Arbeitern 12 127, von Arbeitgebern 991 und zwischen Arbeitern des gleichen Arbeitgebers 11 Rechtsstreitigkeiten anhängig. Im Durchschnitt entfielen demnach auf ein Gewerbegericht der ersten Art 241 Rechtsstreitigkeiten — die Höchstzahl erreichte Berlin, während fünf Gerichte überhaupt nicht in Tätigkeit traten, auf ein Berg-Gewerbegericht 263 und auf ein königliches fünfmal so viel, nämlich 1313 Streitigkeiten. Als Einigungsamt wurden die Gewerbegerichte in 123 Fällen angerufen, und zwar zweimal seitens der Arbeitgeber, 44 mal seitens der Arbeitnehmer und 77 mal von beiden Teilen. Eine Vereinbarung kam zustande in 40, ein Schiedspruch in 31, weder eine Vereinbarung noch ein Schiedspruch in 6 Fällen. Dem Schiedspruch unterwarfen sich beide Teile in 23 Fällen, die Arbeitgeber allein dreimal, die Arbeitnehmer allein viermal. 12 Gutachten über gewerbliche Fragen wurden von zehn Gewerbegerichten auf Eruchen von Staats- und Gemeindebehörden abgegeben.

C Amerikanische „Sparsamkeit“.

Dass Amerika trotz der Exzentrizitäten seiner Millionäre hart und hausälterische Frauen besitzt, will jetzt dem Scheidungsgericht in Chicago Mrs. Trude beweisen, die sich mit ihrem geschiedenen Gatten über ihre Rente nicht gütlich verstanden konnte und daher vor Gericht dargut, daß sie mehr gebraucht, um bei aller Sparsamkeit doch anständig zu leben. Sie gab dem Richter genau an, was sie persönlich für Toilettegegenstände ausgeben und stellte dabei den durchschnittlichen Sach auf: für eine amerikanische Frau von mittlerem Einkommen ist eine Summe von 7500 Mark jährlich für Schönheitsmittel, Bäder und dergleichen keineswegs zu viel. Sie gab vor dem Richter an, daß sie bei Sparsamkeit innerhalb vernünftiger Grenzen schließlich auch damit auskommen würde und dabei erklärte sie die Zusammenrechnung dieser Rechnung für den Toiletteeffekt. Für Parfüm und Toilettenwasser braucht eine Amerikanerin jährlich kaum mehr als 2400 Mark, die Baderrechnung läßt sich bei vernünftiger Wirtschaft auf 1800 im Jahre herunterbringen, Manicure erfordert 800 Mark, die Rechnung des Friseurs wird kaum über 1400 hinaufgehen und für allerlei Kosmetika und andere kleine Schönheitsmittel glaubt Mrs. Trude sich mit rund 1100 Mark begnügen zu können, so daß der Toiletteeffekt insgesamt höchstens 7500 Mark beansprucht. „In Chicago gibt es viele Frauen, deren Rechnungen viel höher sind. Eine Parfümrechnung geht leicht in die Hunderte und die Toilette, die ich immer benutze, kostet 3 Mark die Unze. Wenn ich mich über jede Parfümrechnung von 200 Mark beunruhigen wollte, hätte ich viel zu tun.“ Die parisiere Amerikanerin wies emphatisch darauf hin, daß sie nur durch geschicktes und billiges Einkaufen mit so wenig auskäme; so gibt sie für Seidenstrümpfe im Monat kaum 300 Mark aus und die Einnahme für Güte übersteigt im ganzen Jahre noch keine 4000 Mark. Die Rechnung des Schülers erreicht nie mehr 700 Mark im Jahr. „Ich kaufe nie Kleider oder Toilettegegenstände, ehe ich sie absolut notwendig habe. Ich halte meine Ausgaben immer 10 Prozent unter meinem Einkommen und richte mich darnach nach den Anforderungen der Gesellschaft. Das sollte jede Frau tun, selbst wenn sie hin und wieder einmal auf das beste Parfüm verzichten müßte.“

Der leicht erregbare Herr blähte mit gerötetem Gesicht die Korona an und begann dann heftig: „Meine Herren! Herr Kollege Fischer hat gesagt, er spricht die Angeklagte frei. Warum? Weil sie eine kranke Frau ist! Herr Fischer hat gesagt, sie sei eine arme Frau. Na, das ist sie nicht, im Gegenteil. Wird sie freigesprochen und Erben ihres Mannes, dann ist sie sogar sehr reich. Also! Ich verstehe einfach nicht, wie der Herr Kollege Fischer da zu seinem Entschluß kommen konnte!“

„Oho! Das geht Sie doch gar nichts an!“ rief der Angegriffene gornig dazwischen. „Nun spreche ich sie recht frei!“

„Daß das Publikum Sie auslacht!“ fuhr Lambert

Stürmische Zwischenrufe erschollen, und Dr. Haller

„Herr Lambert, ich muß bitten, von jeder persön-

lichen Kritik abzusehen und Ihre Ausführungen rein sach-

lich porzutragen, wir kommen sonst mit unserer Bera-

„Schön, Herr Obmann!“ fuhr Lambert fort. „Dann

„Ich, mich aber auch meine eigene Überzeugung frei

„Es steht für uns alle fest, daß die Frau Brandt

„Der Staatsanwalt hatte ganz recht, wenn er sagte, sie

„hatte auf Trennung der Ehe bestehen können; gerade solche

„warme Dame soll nicht zur Pistole greifen. Die Frau

„Brandt ist leidend. Das ist bedauerlich für sie, macht aber

„den Vorfall nicht ungeschehen. Wenn ein junges Mädel ge-

„gen ihren ungetreuen Liebsten mit nem Schießpügel vor-

„geht, dann gibts ein Gefährte, und es heißt wohl gar,

„solche rabiate Weibslente müssen gehörig bestraft wer-

Allerlei.

Ueber den dritten Band der Gedanken und Erinnerungen des Fürsten Bismarck äußerte sich der verlorene Heinrich von Bülow in einem für die „Wiener W. Z.“ bestimmten Artikel. Er erzählt darin, das interessanteste Kapitel des Bandes werde jedenfalls das sein, welches sich mit der Regierung Kaiser Wilhelms 2. bis zum Beginn des gegen Bismarck gerichteten Intriguenspiels beschäftigt. In den die Zeit nach der die Verabschiedung behandelnden Kapiteln wird sich Bismarck des näheren aussprechen über die Abwanderung seiner früheren Freunde, über sein Recht zur freien Meinungsäußerung, über die Gründe, die ihm das Erscheinen im Reichstag und preußischen Herrenhause ungewöhnlich erscheinen ließen, über den Kaiserbesuch 1894 usw.

Einer, der hingerichtet werden will. Der Zeugschmied Müller, der sich unmittelbar vor seiner Hinrichtung dazu bewegen ließ, ein Gnadengeßuch an den Kaiser zu richten, ist jetzt wieder anderer Ansicht geworden. Er hat das Geßuch zurückgezogen und bittet um schnelle Hinrichtung.

Das Seelenleben des Verbrechers. Die Herrn Psychiater haben neues Material bekommen. Ein Einbrecher der in Brandenburg mehrere Jahre Zuchthaus verbüßt, hat der Staatsanwaltschaft folgenden Geßuch eingereicht: „Aus Anlaß des nächsten Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers und Königs von Preußen bitte ich um Fürsprache eines Todesurteils. Ich bin wiederholt mit Gefängnis und Zuchthaus bestraft und möchte nun die letzte Stufe des Verbrechertums kennen lernen.“ — Man nimmt an, daß der Verbrecher darauf spekuliert, auf seinen Geßuchzustand hin untersucht zu werden, um dabei Gelegenheit zu haben, die goldene Freiheit wiedergewinnen.

Der berüchtigte Hochstapler Schiemangl, der seine Schwindelen hauptsächlich unter dem Namen Graf de Bassin verübte, ist zum zweiten Mal aus dem Seilbronner Untersuchungsgefängnis ausgebrochen, obgleich er an einem Fuß gefesselt war. Schiemangl muß jedoch Helfer gehabt haben. Er wurde erst vor etwa vier Wochen in einem Spreewaldort verhaftet, wo er sich nur durch sein elegantes Auftreten viele Freunde erworben hatte. Damals erklärte er gleichmütig: „Ich bin ja doch bald wieder frei.“ Die Helfer Schiemangls sind von einem benachbarten Gebäude, das sich im Umbau befand, aber einen Treterraum in den Hof des Gefängnisses eingedrungen. Von dort aus erreichten sie das Treppenhaus, indem sie die Tür durchdrangen und durch dieses Treppenhaus kamen sie in den Keller, in dem sich Bassin befand. Sie öffneten mit einem Dietrich die Zelle und durchdrangen die Gitter des Pfahls. Den Rückweg haben sie auf demselben Weg genommen. Efrig wird besprochen, wie es möglich war, daß der Gefangene sich mit der Außenwelt verständigen konnte, denn ohne diese Verständigung war ein Entweichen unmöglich. Der Herr „Graf“ war bei der Flucht nur mit Hemd und Pantoffeln bekleidet.

Ein Mikrowort von Johannes Brahms. Bei einem Aufenthalt in Frankfurt a. M. genoss Johannes Brahms die Gastfreundschaft eines ihm befreundeten Großkaufmanns, dessen Leistungen als Cellist die eines Dilettanten bei weitem übersteigen. Eines Tages saßen die beiden mit Fritz Mendelssohn aus Berlin, dem geschätzten Violonisten, beim opulenten Mahle, das der Hausherr mit den besten Weinen aus seinem vortrefflich bestellten Keller würgte. „Auf diese Flasche bin ich stolz, Herr Doktor — das ist der Brahms unter meinen Weinen“, wandte er sich an den Meister, indem er dessen Glas mit einer neuen Sorte Wein füllte. Brahms trank einen Schluck, sekte das Glas wieder auf den Tisch und lächelte dann: „Fürwahr, kein schlechter Tropfen! Aber, bitte, lassen Sie jetzt einmal den Beethoven antreten.“

Erschossen. In einem Hotel in Klostern im Kanton Graubünden wohnte seit einigen Tagen eine von ihrem Manne geschiedene Frau. Der Mann, ein Kaufmann aus Samara, wohnte seit einigen Tagen in Savos. Gestern erhielt er von seiner Frau eine briefliche Einladung, nach Klostern zu kommen. Er kam dieser Einladung nach und wurde in der Nacht von der Frau erschossen, die darauf Selbstmord beging.

Das größte Konzert der Welt gab vor dem Priebeten der Vereinigten Staaten von Nordamerika der einst weltberühmte norwegische Geigerkönig Ole Bull während eines Gastspiels in Boston. Dort war an der Bont Bay eine Nielsenhalle errichtet, auf deren Estrade 9500 Sänger standen, welche ein deutscher Dirigent, Karl Zeorallen, leitete; auch das Orchester mit 900 Instrumenten stand unter der Führung eines Deutschen, Julius Eichbergs, dem Ole Bull als Primgeiger unterfügte. Als Präsident Grant dem Nielsenkonzert beizuwohnte, waren an 50 000 Zuhörer anwesend. Der Ertrag fiel wohlthätigen Stiftungen zu; das war das am meisten erfreuliche an dieser Monster-Musik.

Reiche Menschen sind nicht immer die glücklichsten. In Los Angeles (Kalifornien) ist der „Einfiedler-Millionär“ C. R. Phipps gestorben. Mit ihm ist ein Sonderling aus dem Kreise der amerikanischen Multimillionäre gescheiden, der seit Jahren unter dem Wahn litt, beständig von Mitgliefern der „schwarzen Hand“ verfolgt zu werden. Er bewohnte daher im Hotel „Van Nuns“ ein besonders für ihn hergerichtete

den. Na, und hier? Eine Frau, die schon lange verheiratet ist, darf erst recht nicht rabiat sein. Hier soll der erschossene Brandt allein die ganze Schuld haben! Meine Herren, wir haben alle nicht zugehört, wenn Brandt und seine Frau sich gestritten haben, aber ich sage, wenn bei solchem ehelichen Streit ein Teil mehr Schuld hat, als der andere, so ist es fast immer der weibliche. Die Frauen kommen vom Hunderten ins Tausendste, und wenn der Mann da einmal gehörig fröhlich wird, so ist das kein Wunder. Wenigstens bei mir ist es so!“

Trotz des Ernstes des Beratungsgegenstandes bemächtigt sich der meisten Herren bei diesem unfreiwilligen Selbstbekenntnis eine gewisse Heiterkeit, und der Obmann mußte um Ruhe ersuchen. Aber der Redner ließ sich nicht einschüchtern, Friedrich Lambert redete sich vielmehr in immer größeren Eifer hinein.

„Ja, meine Herren, da lachen Sie! Aber ich weiß, im Stillen denken Sie doch, er hat recht. Gewiß, der Brandt war kein Gemütskranke, aber solche Verwandtengeschichten haben schon oft die besten Ehen getrübt. Der will von dem reichen Schwager ziehen, und dann kommt jener, und ich muß offen gestehen, nach meiner Auffassung wäre es für die angeklagte Frau Brandt und den Frieden ihrer Ehe viel vorteilhafter gewesen, wenn sie ihrem Bruder und wenn es sonst noch galt, gehörig den Kopf zurecht gesetzt hätte, statt mit verweinten Augen im Hause herumzugehen. Das soll ein Mann auf die Dauer aushalten!“

Lambert machte eine Pause und trank aus seinem Weinglase, das er neben sich gestellt hatte, um die troden gewordenen Lippen anzufeuchten. Wenn auch kein Zeichen der Zustimmung unter den Zuhörern laut geworden war, es war ersichtlich, daß seine derbe, drastische Rede einen bedeutenden Eindruck gemacht hatte. Selbst der

Zimmer, dessen eisenbeschlagene Türen und Fenster sich Eindringlingen nicht öffnen konnten. Seit 8 Jahren hatte er dieses große Gemach nicht verlassen.

Unschlüssig. Ein Neger aus Joazeville in Pernambuco erschoss, als er bei der Beraubung von Fremden durch Polizisten überrascht wurde, den Polizisten Nier. Darauf schloß er auf einen Baum und schoß sich selber eine Kugel in den Leib. Schwerverletzt wurde er ins Hospital gebracht. Die erkrankte Menge kümmte das Hospital, fesselte den Neger mit Ketten an das Bett und trug ihn mit dem Bett auf einen freien Platz vor die Stadt, wo ein Feuer angezündet wurde. Das Bett mit dem Neger, der sich vergeblich loszureißen versuchte und flehentlich um Gnade bat, wurde von der Menge auf den Scheiterhaufen geworfen und verbrannt. — Ein anderer Fall von Unschlüssigkeit an einem Neger wird aus Oklahoma gemeldet: Der Neger Durant hatte eine weiße Frau überfallen und wurde von der ihn verfolgenden Bevölkerung erschossen.

Generalfeldmarschall von Steinmetz.

Der Todestag (14. August) des Siegers von Nachod und Stahk hat die Erinnerung an die Ereignisse, die nach den siegreichen Schlachten von Gravelotte und Sedan die Enthebung des Generals vom Oberkommando über die erste Armee notwendig machten, wachgerufen. Diese Ereignisse sind in der Geschichtsschreibung über den Krieg mit Frankreich fast durchweg unzutreffend dargestellt. Und so besteht heute allgemein die Anschauung, daß die unzureichenden Eigenschaften des Generals als Heerführer seinen Rücktritt notwendig gemacht hätten. Es waren indessen Streitigkeiten rein persönlicher Art mit dem Prinzen Friedrich Karl von Preußen, die den König zwangen, dem von ihm hochgeschätzten General das Oberkommando abzunehmen. Am 20. August hatte Prinz Friedrich Karl die ihm unterstellten Generale zur Empfangnahme seiner Anweisungen für die Zernierung von Metz versammelt. Bei dieser Gelegenheit sprach der Prinz unter vier Augen Steinmetz in sehr scharfen Worten die bestimmte Erwartung aus, daß der General allen von ihm zu erlassenden Befehlen sich unweigerlich zu fügen habe. Nach der Ansicht des Prinzen hatte General Steinmetz bei Gravelotte den Befehlen des Königs nicht unbedingt Folge geleistet. Steinmetz erhob über die scharfe Zurechtweisung Klage beim König, der den Zerstört beilegte und dabei die bestimmte Erwartung aussprach, daß der Prinz und der General alles ausbieten würden, um dem Ernst der Zeiten entsprechend, ein gedeihliches Zusammenarbeiten zu erreichen. Die Spannung zwischen den beiden Heerführern war damit jedoch nicht beseitigt, und Steinmetz beabsichtigte, solange jeden persönlichen Verkehr mit dem Prinzen abzubringen, bis von diesem ein verführender Schritt getan war. Am 8. September befand sich der Prinz auf einer Rekonnozierung in der Nähe der Chaussee von Corny und Jouy, als General von Steinmetz mit seinem Stabe auf der Chaussee in schneller Gangart an ihm vorüberritt und von seiner Anwesenheit lebhaft durch einen Grub Notiz nahm. Als Oberkommandierender vor Metz war Prinz Friedrich Karl berechtigt, eine Meldung des Generals zu erwarten. Er forderte daher Steinmetz schriftlich zum Bericht auf, warum er die vorgeschriebene Meldung unterlassen habe. Der Adjutant des Prinzen, Oberst von Serberg, überbrachte das Schreiben an Steinmetz, erhielt jedoch von diesem nur den Bescheid, daß er keine Antwort sondern die Sache dem Könige zur Entscheidung unterbreiten würde. Der Prinz sowohl wie Steinmetz erstatteten dem König Bericht. Als Antwort erhielt Steinmetz am 15. September eine Allerhöchste Kabinetsorder, die über die Gründe seiner Entlassung keinen Zweifel übrig ließ, die aber auch für den Gerechtigkeitsinn und die Güte des Königs ein schönes Beispiel ist. Er schreibt darin: „Prinz Friedrich Karl war vollkommen berechtigt, bei dem Begegnen mit Ihnen eine Meldung zu verlangen, denn ich habe Sie ausdrücklich unter meine Befehle gestellt. Sie haben einen ferneren nicht zu vertennenden Mangel an Gehorsam gegen den Prinzen Friedrich Karl dadurch begangen, daß Sie sich weigerten, die von ihm befohlene Auskunft zu erteilen. Ich möchte es gern vermeiden, Ihnen, einem General von so großen Verdiensten um das Vaterland, harte Worte zu sagen, und darum will ich nicht weiter darauf eingehen, wie oft und in wie schonender Weise ich Ihnen den Wunsch ausgesprochen habe, daß Sie sich diejenige Fügsamkeit aneignen möchten, ohne die der beste General in der Gliederung einer Armee unmöglich ist. Sie haben dies nicht über sich vermocht, mir bleibt daher nur übrig, den durch Sie veranlaßten Konflikt dadurch zu lösen, daß ich Sie hierdurch vom Oberkommando der ersten Armee entbinde. Was in dieser Bestimmung schmerzhaft für Sie liegt, müssen Sie sich selbst zuschreiben, denn ich glaube es wohl aussprechen zu können, daß ich die äußerste Schonung und Rücksicht geübt habe, und daß ich diese Order mit schwerem Herzen erlasse. Ich werde mich künftig nur Ihrer ausgezeichneten früheren Dienste mit dankbarer Anerkennung erinnern und werde es völlig vergessen, daß Sie jetzt Ihrem Könige nicht Ihren Eigenwillen zu opfern vermochten.“ — General von Steinmetz wurde zum Generalgouverneur von Polen ernannt. Im nächsten Jahre erfolgte sein Uebertritt in den Ruhestand.

weidherzige Herr Fischer widersprach den scharfen Worten seines Gegners nicht.

„Von einem selbstverständlichen Freispruch dürfen wir also nicht reden,“ hob Lambert jetzt wieder von neuem an, „die Bevölkerung, die auf das Urteil der Geschworenen viel mehr achtet, als auf das der Herren Juristen, würde ein Nichtschuldig gar nicht verstehen. Die Leute aus dem Volke würden sagen: „Ja, die Feinen lassen die Herren laufen, aber wenn solch 'ne arme Frau kommt, eine wirklich arme Frau, meine ich, die alle Not des Lebens erfahren hat, dann muß sie dran glauben.“ Was dann weiter der Verteidiger von einem möglichen Raubmord gesagt hat, daran glaube ich nicht, daran glaubt doch wohl kein Mensch. Also, meine Herren, ich beantrage, die erste Frage zu bejahen! Denn wenn Streit war, so haben sie beide Schuld, nicht blos der Mann. Und selbst wenn er sehr heftig gewesen ist, nun, sie waren lange genug verheiratet; etwas ganz besonderes kann nicht mehr geschehen sein!“

Friedrich Lambert nahm seinen Platz ein, wieder herrschte Stille. Dr. Haller blickte umher, ob sich niemand zum Wort melden wolle. Aber alle Herren überlegten noch. Der Obmann erkannte, daß eine der Angeklagten wenig freundliche Stimmung nach diesen Ausführungen aufgefunden sei, aber er hielt es doch noch für verfrüht, selbst seine Anschauung klar zu legen.

„Ich bitte um's Wort!“ erklang es da.

„Herr Major Braun hat das Wort!“

Der Infolge eines Unglücksfalles aus dem aktiven Dienst geschiedene Major war ein Bekannter Dr. Haller's, und es kam dem letzteren sehr erwünscht, daß dieser angesehen und ruhige Herr sich äußern wollte. Er sprach langsam, ganz gelassen, aber wirkungsvoll.

(Fortsetzung folgt.)

Zweites Blatt zu Nr. 33.

Erfolgreicher Streifzug in Südwest

Im Sandfeld Südafrikas sind, wie der aus Windhuk eingetroffene „Südwestbote“ zu melden weiß, der berühmte Herero-Kapitän Ranyemmo festgenommen und zahlreiche Hererowaffen aufgehoben worden. Auf Anzeige zweier ins Sandfeld gezogener Südwestler, daß sich dort zahlreiche Hererowaffen befänden, hatte das Statthalteramt eine Streifschare in das Sandfeld geschickt, die den gefährlichen Ranyemmo nebst 70 Hereros jetzt gefesselt in Windhuk eingekerkert hat. Ueber den fähigen Streifzug werden folgende Einzelheiten berichtet:

Die Festnahme Ranyemmos erfolgte nicht ohne Blutvergießen. Die Streifschare war bis zu der Werts vorgedrungen, wo Ranyemmo bisher geblieben hatte. Man traf indes nicht ihn, sondern seinen Bruder dort an, den man zwang, den Aufenthaltsort Ranyemmos zu verraten. Dort hin, nach Ombu Ombu, etwa 150 Kilometer südlich von Windhuk, begab sich die Schare in vielstündigem, fast ununterbrochenem Marsch. Als die Werts in Sicht kam, ritten Hauptmann Holländer, Oberleutnant Freyher von Strickberg, Wachtmeister Schärps und ein Wachtmeister aus Großfontain in getrocknetem Galopp darauf los, während die Polizeiergeanten seitlich auswichen. Beim Herannahen der Offiziere an die Werts schob Ranyemmo aus seinem Bunkert mit einem 88er Gewehr auf Hauptmann Holländer, glücklicherweise, ohne zu treffen. Ehe der Herero das Schloß des ziemlich verrosteten Gewehrs für den zweiten Schuß öffnen konnte, hatte ihn Wachtmeister Schärps an der Kehle gepackt, konnte aber Ranyemmo, der sich auch unter dem Griff des Wachtmeisters weiter abmühte, das Schloß zu öffnen, und dem Wachtmeister drollig genug zurief: „Kuramat Kuramat!“ („Wart“ noch!), nicht überwältigen. Erst ein Schlag des Hauptmanns auf den Arm Ranyemmos machte diesen wehrlos. Die Polizeiergeanten hatten inzwischen das Feuer auf eine Anzahl sich zur Wehr lebender oder fliehender Hereros eröffnet, 4 Hereros fielen, die anderen ergaben sich. Beim Weiterreiten traf die Schare noch eine eben verlassene Hererowert an, der Bewohner konnte sie nicht habhaft werden. Uebrigens konnte die Streifschare auch das Vorhandensein einer Anzahl Wasserstellen im Sandfeld feststellen.

Der gefangene Hererokapitän Ranyemmo, der seiner Aburteilung in Windhuk entzogen ist, hatte im Jahre 1904 drei Polizeiergeanten in Otjumo ermordet. Nach dem Drogen (Krieg) war er ins Sandfeld geflüchtet und er wußte sich dort bei seinen Stammesgenossen eine führende Rolle zu verschaffen.

Der Berg der Götter und der Räuber.

Der Olymp, der ehrwürdige Vater der griechischen Götter, zu dem einst die Griechen betend und flehend als zu dem Sitze ihrer Götter ihre Augen emporhoben, ist so recht ein Symbol der Vergänglichkeit, denn dieser einst so hoch gepriesene Berg ist heute eine vergessene Größe; statt der hohen und erhabenen Götter, die hier in ewigem Glanze und stolzer Heiterkeit thronen, haben sich nun die Räuber in seinen dunkelgrünen Wäldern, in seinen Schluchten und Abgründen eingenistet, und wenn man heute von dem alten Götterberge hört, dann ist es stets im Zusammenhang mit irgend welchen Untaten. So ist der Olymp seit einigen Wochen wieder in aller Munde durch den Ueberfall auf den Ingenieur Richter, der noch immer in den Händen der Räuber schmachtet. Ein interessantes Bild von dem heutigen Olymp und seinen Bewohnern entwirft Ernst Klein in „Ueber Land und Meer“. Von Saloniki aus geht dreimal wöchentlich ein kleiner Dampfer nach den zwei Hafenplätzen am Fuß des Olymp hinüber. Nach gefährlicher Fahrt auf diesen schmutzigen und unsicheren Schiffen fühlt man endlich festen Boden unter den Füßen und ist sogleich von wild ausschendenden Geleuten umgeben, die sich aber als friedliche Wächter des Lagerhauses entpuppen. „In dieser schönen Gegend weiß überhaupt kein Mensch vom andern, ob er ehrlich ist. Der Vater traut nicht dem Sohn, und der Bruder nicht dem Bruder. Griechen haßen um den Olymp herum, aber Griechen der schlimmsten Sorte, Menschen, die ein wahres Wort als Sünde ansehen und sich auch sonst durch allerlei zweifelhafte Eigenschaften, wie Hinterlist, Habgier und ähnliche Qualitäten auszeichnen. Ferner sind auch noch

Ruthowalachen da, Rumänen, die, soweit sie nicht von den Griechen abgefarbt haben, fleißige und brave Ackerbauer und Viehzüchter sind.“ Auf einem entsetzlich harten Wagen geht es dahin über eine furchtbar holprige Straße, die „echteste Türle“ ist, denn der Olymp liegt ja bekanntlich auf türkischem Gebiet. Die Reise zum Olymp hinan erfolgt dann nicht mehr zu Wagen, sondern zu Pferd. „Durch herrlichen Wald zieht sich die Bergstraße. Mächtige alte Bäume ragen hier auf, Eichen, Buchen, Fichten, so daß man sich in einem Wald der Heimat wähnt, wenn nicht die Gendarmen wären, die neben und hinter dem Reisenden her reiten und ihn durch ihre Anwesenheit ständig daran erinnern, daß dies kein deutscher Wald, sondern der Olymp ist, das Paradies der Räuber. Droben in seinen unzugänglichen Schluchten und Höhlen verbergen sie sich und kommen immer herunter, wenn sie irgendwo sichere Beute wittern. Da die ganze Gegend, die Bauern, die Städter, die Hirten und selbst die Mönche, der einsamen Bergklöster mit ihnen unter einer Decke steden, sind sie stets auf dem laufenden, wo es einen guten Fang zu machen gibt. Und regelmäßig kommen sie immer gerade dort zum Vorschein, wo die Gendarmen sie am wenigsten vermuten. Im nu haben sie ihr Opfer beim Krangel und ehe die Soldaten und Gendarmen noch recht wissen, was eigentlich los ist, haben sich die Räuber ihrem ferneren Wohlwollen entzogen und sind längst in das Gebirge hinein verduftet, wo es keinen Weg und keinen Steg gibt.“ Die Räuberbanden sind so frech, daß sie die Firmen, die in den Wäldern des Olymps Holz schlagen lassen, gezwungen haben, durch einen namhaften Tribut ihre Arbeiter gegen Angriffe zu versichern. Nach einem wild romantischen Ritt durch die Berge des Olymps kommt der Reisende abends nach dem öden Gebirgsneft Kofinoplo, dessen Bewohner mit den Räubern in engster Verbindung stehen. „Ist es doch heute erwiesen, daß die Bewohner von Kofinoplo den armen Richter den Räubern ausgeliefert haben. Während die ihn begleitenden Gendarmen von der Bande massakriert wurden, entkam er und floh dem Ort zu. Allein hier ließ man den fetten Gang nicht los, und als die Briganten ihre Beute suchen kamen, lieferte man sie prompt aus. Zum Dank dafür prügeln nun die Gendarmen die Bauern nun halbtot, um etwas aus ihnen herauszubekommen. Aber die fürchten die Räuber mehr. Oder sind selber welche. Auf keinen Fall veraten sie etwas.“ So wimmelt es denn heute zwischen Katerini und Elafona von Räubern, die die ganze Macht an sich gerissen haben, denn diese wilden und trostigen Banditen haben einen gewaltigen Schutzpatron: den ebenso wilden und trostigen Olymp.

Aus dem Leben eines Falschspielers.

Der berühmte Falschspieler Stallmann, alias Baron Koffi-König, der sich in Kalkutta zu erheben versuchte, um der Auslieferung zu entgehen, wird nach den letzten Meldungen voraussichtlich wiederbegraben werden können. Die Verlegungen sollen nicht lebensgefährlich sein. Stallmann ist am 4. April 1871 geboren. Schon als Sandlungsgehilfe beging er einige Straftaten. Nach und nach kam er auf den Weg des internationalen Falschspielers. Als ihm in Berlin der Boden zu heiß wurde, ging er nach Paris. Nach und nach warb er sich mindestens sechzig Helfershelfer, von denen jetzt fünfzehn hinter Schloß und Riegel liegen. Der mühseligen Arbeit der Berliner Kriminalpolizei, die überall im In- und Auslande, in Frankreich, England, Holland, Südafrika, Indien und Nord- und Südamerika ansetzte und allenfalls bei den zuständigen Polizeibehörden wirksame Hilfe fand, ist es gelungen, das ganze Treiben des Betrügers und seiner Spießgesellen aufzudecken. Stallmann legte sich in den verschiedenen Ländern und Städten nach und nach eine ganze Reihe von falschen Namen bei. Den Geschädigten wurde die von der Berliner Kriminalpolizei beschaffte Photographie des Falschspielers vorgelegt, und alle erkannten in Stallmann den Baron Koffi-König wieder. Stallmann hatte seine Helfershelfer in kleine Gruppen und Untergruppen von vier bis fünf Personen eingeteilt. Er bildete sie für seine Zwecke aus und versah sie, wenn es nötig war, auch mit Reisevorschriften. Das Geld spielte keine Rolle, bei den Vorkäufen ebenso wenig wie bei den

großen Falschspielen, durch die er seine Opfer auf das Spiel vorbereitete. Seine Gruppen, die ihm tributpflichtig waren, bestellte er je einmal nach Paris in seine herkömmliche Villa. Dort teilten sie ihm ihre Erfahrungen mit, auf denen er dann wieder seine Schachzüge gegen Bläse und Personen entwarf und aufbaute. Eine seiner bekanntesten „Schöpfungen“ ist Herr Bela Klimm, den Stallmann, nachdem er ihm alles abgenommen hatte, zum Grafen de la Ramee machte und dann für sich arbeiten ließ. Ihn konnte er seiner Gestalt und seiner Umgangsformen wegen besonders gebrauchen, namentlich zur Anknüpfung neuer Verbindungen. Auch in Berlin hat Stallmann seine Galatollen gegeben. Seine hier lebenden Angehörigen besuchte er nur einmal im Jahre. Er hatte nie Zeit, hinterließ aber jedesmal die Mittel zum Lebensunterhalt für das nächste Jahr; von seiner Falschspielertätigkeit wußten seine Verwandten nichts, ihnen galt er als der Großgrundbesitzer aus Johannesburg, der auch eine Gold- und Diamantenmine sein eigen nannte.

80 Millionen Mark jährlich für Ansichtspostkarten.

Die Zahl der Ansichtskarten, die im deutschen Reich zur Post gegeben werden, wird auf etwa 1600 Millionen Stück geschätzt; zu ihrer Herstellung sind etwa 600 Eisenbahnwaggons Karton nötig. Deutschland verlor aber auch in hervorragendem Maße das Ausland mit Ansichtskarten. Im ersten Halbjahr 1907 bezog das Ausland 500 Millionen Ansichtskarten von Deutschland; im ersten Halbjahr 1908 ist allerdings ein starker Rückgang auf 350 Millionen zu verzeichnen. Amerika ist der stärkste Abnehmer für unsere Ansichtspostkarten; im ersten Halbjahr 1908 bezog es rund 125 Millionen. Darauf folgen England und Oesterreich-Ungarn; selbst bis nach Australien ist die deutsche Ansichtskarte vorgekommen.

Das Mausoleum der Kaiserin Tzu-Hsi.

Jahrhundertlang war der Zugang zu den Mausoleen, in denen die chinesischen Herrscher im ewigen Schlaf ausruhen, jedem Europäer bei Todesstrafe verboten. Aber in jüngster Zeit sind sogar diese geheiligten Stätten im Reich der Mitte von Fremden besucht worden, und so ist denn auch das jüngste Grabmonument, das nun vollendet ist, die letzte Ruhestätte der großen Kaiserin Tzu-Hsi, den profanen Augen ausländischer Besucher sichtbar. Ein englischer Berichterstatter schildert eine Fahrt nach der uralten ehrwürdigen Grabstätte Tung-Ling, 120 Kilometer von Peking entfernt, in der nun auch die „chinesische Semiramis“ an der Seite ihrer Vorgänger und Vorgängerinnen die ewige Ruhe gefunden. Als sie vor drei Jahren starb, wurde ihr Leichnam in kostbare Gewänder gehüllt und in einen herrlichen Sarg mit Goldblättern gelegt, um dann zu warten, bis eine würdige Totenwohnung für ihr sterbliches Teil geschaffen sei. Bei den chinesischen Mausoleen kommt es vor allem darauf an, daß nichts aus der Natur zu seinem Bau verwendet werde, was den guten Geistern unangenehm und den bösen angenehm sei. Zaubrer befragen daher ihre magischen Tafel, wählen die Stätte aus, wo das Grab errichtet wird, und die Materialien, aus denen es besteht. Keine Kosten werden bei der Errichtung dieser Mausoleen gespart; so haben z. B. die Gräber der beiden Kaiserinnen, die man 1878 vollendete, 6 Millionen Taels, das sind etwa 25 Millionen Mark, verschlungen. Steinblöcke wurden aus allen Teilen des Reiches herbeigeschafft, aus Entfernungen von mehr als 600 Kilometern. Zu diesem Zwecke wurden Wege gebaut, auf denen zehntausende Wagen, von 600 Pferden und Maultieren gezogen, die riesigen Steine fortzuschafften. Die kostbarsten Hölzer wurden unter Aufsicht der Mandarininnen zusammengebracht und Herrlichkeiten über Herrlichkeiten an der Grabstätte aufgeschichtet. So sehr nun auch die Kaiser-Mausoleen in China verehrt werden, so sind sie doch nicht immer von der Begehrtheit der lebenden Herrscher verschont geblieben. So hat z. B. der Kaiser Kien-Lung die Gräber zur Ausmündung seines berühmten Sommerpalastes ausgeplündert, und dabei erlitten aus dem frommen Chinesen nur gerechte Strafe, als diese kostbare Reliquien ihrerseits geplündert und in Brand gesteckt wurde. Mit der Eisenbahn gelangt man von Peking zu der Grabstätte, in der sich nun das Mausoleum der Tzu-Hsi befindet. Aus einer weiten Ebene heben sich die symmetrisch erbauten, edelsten Linien der Grabanlage in einer wundervoll geschlossenen Anlage heraus. Die Fundamente bestehen aus Stein, die Säulen selbst aus Holz, sind aber durch gelbe Ziegel, wie sie nur bei den Wohnungen der Herrscher verwendet werden dürfen, gegen alle Unbilden der Witterung geschützt. Die kostbarsten Hölzer sind hier verwendet und mit all dem erlebten Geschick behandelt, in dem das chinesische Kunstgewerbe so unerreicht ist. Man-

Bravourstück eines bergischen Wachtmeisters.

(Zum 100jährigen Erinnerungstage.)

Im Jahre 1807 hatte Napoleon I. als Bestandteil des Rheinbundes das Großherzogtum Berg geschaffen, das sich über das alte Münsterland, über die Täler der Sieg, Ruhr und Enns erstreckte und etwa 1 Million Einwohner umfaßte. Zu dem Truppenkontingent, den das Großherzogtum dem französischen Eroberer zur Verfügung stellen mußte, gehörten auch die Stammtuppen des jetzigen 2. westfälischen Husarenregiments Nr. 11, die in den 6 Jahren ihres Bestehens nacheinander Chevauxlegers, Chasseurs und Lanziereis wurden durch die Berg benannt waren und sich an den Feldzügen in Spanien und Rußland mit großer Auszeichnung beteiligten.

Die ersten Truppen der bergischen Kavallerie marschierten schon zu Anfang 1808 als Stabswache des anfänglich mit den Operationen in Spanien betrauten Großherzogs von Berg, des bekannten Reiterführers Murat, aus ihrer Garnison Münster nach der pyrenäischen Halbinsel und erst im folgenden Jahre begannen nacheinander die verschiedenen Regimenter ihre aufreibenden Kämpfe im Norden Spaniens, die, abgesehen von der handhaften Ertragung der ungläublichen Entbehrungen dem rheinisch-westfälischen Reitergeist ein glänzendes Zeugnis ausstellten.

Im Jahre 1811 gehörten die bergischen Lanziereis zur spanischen Nordarmee, die unter dem ritterlichen Befehl des Herzogs von Itzern, trotz ihrer ansehnlichen Stärke von 70 000 Mann kaum in der Lage war, die rücksichtslosen Verbindungen der in Portugal und Andalusien kämpfenden Armeen notwendig gegen die rastlosen Ueberfälle der spanischen Insurgentenführer zu führen. Mit welchem Fanatismus diese letzteren zu Werken gingen, dafür ist ein Anfangs 1811 erlassenes Dekret des gefürchteten unter ihnen, des früheren Priesters Mina, ein sprechender Beweis. Er drohte darin, jeden, der mit oder ohne Waffen gefangen würde, in Uniform auf der Landstraße zu hängen und seinen Namen nebst Regimentsbezeichnung auf den Rörzer zu heften. Bei der Abhängigkeit des Aufstehens die-

ser Insurgentenabteilungen und der damit verbundenen Notwendigkeit, möglichst gegen dieselben auszurücken, befanden sich die französischen und bergischen Truppen ständig in einem ebenso unheimlichen wie aufreibenden Alarmzustand. Zu dieser überaus anstrengenden dienstlichen Tätigkeit geistelten sich noch die unzureichende Ernährung in dem durch die vielen Kriegsjahre fast ausgelegenen Lande und das häufige Auftreten ansteckender Krankheiten, wie Ruhr und Typhus.

Bei der fortwährenden Beunruhigung der von den Insurgenten überall idar bewachten Straßen mußten nun namentlich den Ueberbringern wichtiger Befehle von den je weilig in der Nähe befindlichen Besatzungstruppen starke gemischte Truppenabteilungen zum Schutz beigegeben werden. So wurde am 13. August 1811 der bergische Wachtmeister Oberst mit 24 Lanziereis einer von einem Leutnant beigegebenen Abteilung von 80 französischen Infanteristen beigegeben, um einen Kurier von Burgos nach Monasterio de Rodilla, der 4 Stunden nördlicher gelegenen ersten Garnison auf der großen Straße nach Frankreich zu geleiten.

Es war ein herzerhebender Anblick, vor der nachfolgenden Infanteriekolonne die verwagene rheinisch-westfälische Reiter-schar in ihrer zwar abgegraben, aber doch noch schmutzen bergischen Uniform mit raselnden Beschlägen über die altfalschliche Hockebene reiten zu sehen. Wie ein Wetterleuchten glitten in der glühenden Mittagssonne die weißen, silberbesetzten Epauletten, die Säbelscheiden und die verberbernden Stahlschienen der gefürchteten Verailier Lanziereis, leicht flattern die Federbüsche auf den mit dem bergischen Löwen geschmückten Schafos und hell erglänzen an den gelblichen, mit Vorder besetzten Waffenröden die roten roten Kragen, Aufschläge und Rabatten. Bald durchkreuzten die Berg-geiden fast sorglos das mit dem trostlosen Graugelb der Waisfelder bedeckte, fast ausgebröckelte Flachland, bald werden zahlreiche Patrouillen vorgefickt, um die bauberfallenen Dörfer, die Gärten, die Baumgruppen, kurz alles gründlich zu durchstöbern, wo nur eine rote Mäule der verfallenen Geleiten Minas Deutung finden konnte. Erst um Mitternacht erreicht das Kommando den Bestimmungsort, wo nach Empfang einer halben Ration einige Stunden gerastet wird. Dann tritt die Abteilung mit einem von Frankreich her eintreffenden Kurier wieder den Rückmarsch an.

Raum hat man Monasterio eine Stunde im Süden, da melden vorgeschickte Streifpatrouillen, daß ein an der Straße liegendes Dorf von Insurgenten besetzt sei. Sofort gibt Wachtmeister Oberst seinem Braunen die Sporen, reitet furchtlos an den Dorfstand heran, wird aber durch mehrere Schüsse zur Umkehr genötigt. Raum ist er wieder bei seiner Abteilung angelangt, da wird es von allen Seiten lebendig. Durch Meldungen ihrer Landsleute über den Durchzug der Begleitabteilung orientiert, hat eine Insurgentenabteilung von etwa 1200 Mann, davon die Hälfte beritten, die Zurückkehrenden umzingelt. Die Infanterie hatte in den Maisfeldern verdeckt gelegen, die Berittenen lauerten hinter einer Anhöhe. Die bergischen Lanziereis und die französische Infanterieabteilung sahen plötzlich zu ihrer Rechten einen unpassierbaren Bach, vor und hinter sich je etwa 30 berittene Briganten und zur Linken eröffneten einige hundert Insurgenten ein wohlgezieltes Feuer, sodaß 16 französische Infanteristen und fünf Pferde der Lanziereis sofort tot zu Boden stürzten. Nach wenigen Augenblicken saß aber auch schon Oberst, selbst durch einen Schuß in die Schulter verwundet, mit den 19 ihm noch verbliebenen Lanziereis mit eingelegter Lanze nach vornwärts und durchbricht in ungehörttem Angriff die Reihen der 15fach überlegenen spanischen Reiterabteilung. Raum ist er hindurch, da bemerkt er, daß ihm die Infanterie nicht hat folgen können. Wieder kehrt machen, sich wieder bis zu dieser durchschlagen, ist das Werk weniger Augenblicke. Als er sieht, daß der französische Offizier Miene macht, die Waffen zu strecken, reitet er an ihn heran und meldet, daß er eine Brücke über den Bach wisse; wenn er ihm mit den 34 noch verbliebenen Reuten folgen wolle, werde er selbst sich nochmals durch die feindliche Kavallerie durchzuhauen suchen. Der Leutnant nimmt den Vorschlag an und kurz darauf stürzen die Berg-geiden zum dritten Male auf den übermächtigen Feind. Ein kurzer, heftiger Kampf entspinnt sich, und aus dem wirren Räuel schließen sich die Ueberbleibsel der braven Lanziereis hinter dem Rücken der Spanier von neuem wieder zusammen. Inzwischen wird jedoch die Infanterie von allen Seiten umringt und zum größten Teil niedergemacht, während nacheinander die gesamte spanische Kavallerie mit wildem Gebrüll auf die heldenmütigen Lanziereis Jagd macht. Bis unter die Tore von Burgos werden die Berggeiden getrieben und nur 10 erreichten bei Einbruch der Dunkelheit mit dem Kurier die

Wurde
Nutzen
Lemgo
Pianos
Raucher
Jungen
Grüneisen
Werk
Land-fahrräder

dervoller Rad glänzt in dunkelroten und schwarzen Tönen, Eingearbeitet aus Gold und Bronze bilden den Schmuck; die Dächer sind von zylindrischen Säulen ohne Kapitälchen getragen und die malerische Buntheit der merkwürdig geformten Dächer wird durch die feierlich-strengen Linien des Ganzen auf einen ernsten Ton gestimmt. Durch eine große fünf-torige Einfahrt gelangt man auf die erste Terasse, auf der sich der eigentliche Eingang zum Grabe der Tu-Hsi, eine große Pagode mit doppeltem Dach, erhebt, in großen Lettern den Totennamen der Kaiserin, der von der Benennung der Lebenden verschiedenes ist, tragend. Dann gelangt man in einen weiten Hof, der rechts und links von zwei weiteren Pagoden flankiert wird. Hier finden die Opfer statt und in den beiden Bauten, der „Küche und dem Magazin der Seele“, sind Opfertiere und Opfergaben bewahrt. Durch eine große Pforte tritt man dann aus dem Hofe in den „Tempel des Glücks und der Gnaden“ mit seinem riesigen Doppel-dach und seinem prachtvollen Schmuck von wachhaltenden Drachen. Dieser Ahnentempel dient dem Totenkult, der in der chinesischen Religion eine so große Rolle spielt; die drei Seelen der Abgeschiedenen werden hier durch Gebete und mancherlei Zeremonien verjöhnt. Durch ein dreifaches schwer-verriegeltes Tor gelangt dann der, dem sich dies Allerheiligste des Grabes öffnet, in einen zweiten Hof, in dem sich unter einem Säulendach ein Altar befindet, auf dem immerdar ein Brandopfer leuchtet. Dahinter befindet sich der „Turm der Seele“, das Mausoleum, in dem auf einer Stelle ein Lob-gebißt auf die Tugenden der Herrscherin eingegraben ist. Der Leichnam selbst befindet sich in einem hohen Grabhügel, der innen einen gemauerten Raum enthält; ein anderer Grabhügel umschließt die Kleidung und die persönlichen Gebrauchsgegenstände der Bestatteten. Der ganze umfangreiche Komplex von Bauten, zu dem noch einige kleinere Gebäude kommen, bietet in seiner stolzen und reichen Architektur ein prächtiges Bild. Bewacht wird diese Grabanlage von einer beson-deren und ausgewählten Leibgarde, die dafür sorgen soll, daß nichts Feindliches den Todesschlummer der Herrscherin störe.

Das Grubenunglück bei Bochum.

Auf Zeche Hannibal, Schacht 1, riß bei der Förderung des zweiten Korbes das Förderseil. Während ein Korb unter der Seilseibe hing, stürzte der andere im Sumpf. Das Unglück ist dadurch entstanden, daß bei der zweiten Einfahrt der Morgenschicht das Förderseil riß und der Korb 100 Meter tief stürzte. Der aufsteigende Korb war leer, weil die Leute der Nachtschicht erst etwas später herausbefördert werden sollten. 18 Mann wurden durch Bein- und Rückgratsbrüche schwer verletzt.

Ein Bergmann, der sich auf dem verunglückten För-

derkorb befunden hat, der aber unverletzt geblieben ist, macht über den Hergang folgende Mitteilung: „Das Unglück ereignete sich um 5 Uhr früh, als eben mit der Einfahrt be- gonnen worden war. Vorhergesehen wurde bei dem ersten Förderkorb fuhr leer. Der erste Trupp Bergleute war un- gefährdet in die Grube eingefahren. Beim zweiten Trans- port geschah das Unglück. Auf dem niederfallenden För- derkorb hatten 45 Bergleute Platz genommen, die sich auf mehrere Etagen verteilten. Während der Fahrt von der dritten zur vierten Sohle spürten die Leute im Korb an einem Rütteln und Rattern, daß etwas nicht in Ordnung war, denn der Korb fuhr schneller als gewöhnlich, und sauste dann von der vierten Sohle ab plötzlich mit rasender Ge- schwindigkeit in die Tiefe. Was jetzt vor sich ging, war das Werk weniger Sekunden. Eine dicke Wolke von Kohlen- staub wurde aufgewirbelt. Man hörte Hölzer splittern und durch die Reibung des in die Tiefe stürzenden Förderkorbs an der Zimmerwand des Schachtes wurde ein wahrer Fun- tenregen erzeugt. Dann ein kurzer, harter Aufprall, ein Auf- schrei aus 45 Seelen — das Unglück war geschehen! Be- sonders grell erklangen die Schmerzenslaute der Verwun- deten auf der unteren Etage des Förderkorbes, die mit 14 Leuten besetzt war. Von diesen ist kein einziger unverwun- det geblieben, fast alle haben schwere Rückgratverletzungen und Beinbrüche erlitten. Da das Wasser des Schachtsumpfes den Leuten fast bis zum Hals stand, war für sie die Gefahr des Ertrinkens sehr nahe. Die auf den oberen Etagen stehenden Kameraden, soweit sie unverletzt waren, arbeiteten mit Sä- gen und anderen Werkzeugen, bis die Möglichkeit gegeben war, die Schwerverletzten aus der unteren Etage aus ihrer gefährlichen Lage zu befreien. Man zog die Verunglückten durch die so geschaffene Öffnung an Seilen in die Höhe und brachte sie auf inzwischen herbeigeschafften Tragbahnen nach dem über ein Kilometer langen, sehr schwierigen Wege zum Schacht 2, von wo aus sie in die Krankenhäuser ge- schickt wurden. Ein Bergmann machte einen besonders be- jammernswerten Eindruck. Er hatte sich bei der Einfahrt aus Bequemlichkeit in hockender Stellung auf seine Wet- terlampe gesetzt. Bei dem furchtbaren Anprall war dem Un- glücklichen die Lampe tief in den Unterleib eingebracht, die Lampe selbst war vollständig verbogen und plattegedrückt. Nach Ansicht des unverletzt gebliebenen Bergmannes ist es als ein besonders Glück zu bezeichnen, daß nur der eine der beiden Förderkörbe besetzt gewesen ist. Im anderen Falle würde von den Leuten, die sich auf dem unter der Seilseibe gebläu- deten Förderkorb befunden hätten, wohl keiner mit dem Leben davon gekommen sein. Auf dem niedergehenden Korb befanden sich 44 Arbeiter. Leider aber trugen 18 schwere Bein- und Rückgratverletzungen davon. Von den übrigen 26 Leicht- verletzten konnten 19 ihre Wohnung aufsuchen.



Die Förderanlage der Zeche „Hannibal I“ bei Bochum.

Die Greuel der Synchjustiz.

Bisher suchten die Amerikaner die zügellosen Graus- amkeiten des Richters Lynch, dieses scheinbar unvertilg- baren Schandflecks amerikanischer Kultur, mit dem sei- denhaftlichen Temperament der südlichen Bevölkerung zu entschuldigen und mit dem wilden Rassenhaß, der in den Südstaaten der Union Weiße und Neger trennt. Bei dem neuesten grauenvollen Lynchmord, der sich am letzten Sonntag in Coatesville ereignete, vermögen keine Be- schönigungsversuche die maßlos rohe Grausamkeit des Volkes zu bemänteln, denn diesmal haben sich die gräß- lichen Szenen nicht im Süden der Union abgespielt, son- dern in dem auf seine Zivilisation stolzen Puritanerstaat Pennsylvania, kaum 50 Kilometer von Philadelphia ent- fernt. Es ist das erste Mal, daß die blutgierige amerikani- sche „Volljustiz“ sich auch in Pennsylvania ans La- geschäft wagt und vor den Augen der untätigen Behör- den ungehindert ihre grausamen Triebe befriedigt. Das unglückliche Opfer dieser neuesten Tat des Richters Lynch ist der Neger Ezechiel Walker, der von einem Polizisten wegen Straßenraubes verhaftet werden sollte. Es kam zu einem Kampfe, bei dem der Neger den Polizisten erschöpfte. Eine wütende Menge verfolgte den Mörder, der, als er eingeholt wurde, einen Selbstmordversuch machte und sich eine Kugel in den Mund schoß. Ziemlich schwer verwundet überführte man den Gefangenen dann in das Krankenhaus. Am folgenden Tage jedoch, am Sonntage, versammelte sich eine Menge von vielleicht

500 Menschen vor dem Hospital und verlangte unter furchtbaren Drohungen die sofortige Auslieferung des Schwerverwundeten. Die Krankenhausverwaltung lehnte dies Ansinnen energisch ab, aber sofort drangen nun et- wige 50 Rowdys unter wildem Geheul gewalttätig in das Krankenhaus ein und stürmten unter wütendem Lärm in die Krankenstube. Unter den Injassen des Hospitals brach eine Panik aus, die Leidenden flüchteten aus ihren Bet- ten. Der Mob entbedte schließlich den Gefangenen, den man vorher mit Handschellen an sein Bett gefesselt hatte, um die Entführung zu verhindern. Die Wärter lehnten es ab, die Schlüssel der Fesseln zu öffnen und der Schüt- mann, der Walker bewachte, versuchte den Pöbel mit einigen gegen die Dede des Krankenzimmers abgegebenen Revolvergeschüssen einzuschüchtern. Doch die Wärter und der Polizist waren rasch überwältigt, und da man den Neger nicht aus seinen Fesseln befreien konnte, schleppte man ihn mit samt der Bettstelle auf die Straße, wo die wüdevolle Menge das künftige Opfer ihrer Wut mit Jubelrufen begrüßte. Der Unglückliche bat jammernd um sein Leben und um Gerechtigkeit, aber Dutzende von wil- ligen Armen packten resolut die Bettstelle mit dem Ne- ger und schleppten sie in triumphierender Prozession durch die Straßen der Stadt, wobei man ihn und wieder zur- rückweil das Lager mit dem gefesselten Verwundeten umstülpte. Der Zug kam bei dieser Gelegenheit an einige Kirchen vorbei, es war gerade um die Zeit des Gottes- dienstes und die frommen Gläubigen schlossen sich di- rekt aus der Kirche kommend der graulichen Prozession an. Man schleppte den Neger aus der Stadt, machte endlich auf einem freien Felde Halt. Hier richtete man die Bettstelle mit dem festgekettenen Verwundeten aufrecht empor und schleppte von den benachbarten Feldern trockenes Stroh herbei, das rings um den Neger aufgehäuft wurde. Um- sonst fleht der unglückliche Schwarze immer wieder um Gnade und rief: „Ich handelte in Notwehr, überlaßt mich dem Urteil der Richter, gebt mir eine Gelegenheit, mich zu verteidigen, schlachtet mich nicht ab, weil meine Haut schwarz ist.“ Als Antwort warf man ein brennendes Streichholz in den Strohhäufen, warf Bretter und Holz- löcher in das rasch auflodernde Feuer und mehr als 2000

Menschen, darunter zahlreiche Frauen, weideten sich an diesem Schauspiel der Verbrennung eines hilflosen und schwer verwundeten Menschen. Es war ein grauenvolles Bild, aus dem Flammen tönten die gellenden Schmerzens- schreie des Negers, der schließlich mit der letzten Kraft der Verzweiflung seine Füße von den Fesseln losriß und mit- samt den an seinem Rücken befestigten Bette aus den Flammen springen konnte. Er stolperte, fiel mit dem Bette zu Boden, aber sofort waren hilfsreiche Hände zur Hand, die ihn in das Feuer zurückzuleiteten. Immer wieder versuchte der arme Kerl der tödlichen Glut zu ent- kommen, aber inzwischen hatte man aus dem benachbarten Bauernhöfen Heugabeln herbeigeschleppt, mit denen man den Unglücklichen in die Flammen zurückstieß und darin festnagelte. Noch ein drittes Mal stand er auf, das Bett auf seinem Rücken war schon von den Flammen ergriffen; dann aber brach er mit einem Todessehnsucht zusammen. Die Menge harrie befriedigt, bis die Flammen den Kör- per verzehrt hatten. Dann zog man die Reste aus dem Feuer und brach die Ketten in Stücke, um diese Eisenteile als Erinnerung an das große Schauspiel mit nach Hause zu nehmen. Als die Witwe des erschossenen Polizisten dann befragt wurde, äußerte sie ihre höchste Befriedi- gung über die Todesart des Negers und meinte: „Das einzige, was mir leid tut, ist, daß ich nicht selbst dabei war, um mit eigener Hand das Streichholz an das Stroh zu halten.“ Die Behörden von Coatesville haben kei- nerlei Maßnahmen getroffen, um die Schuldigen ansindig zu machen, weil sie einen neuen Ausbruch der Volkswut befürchten. Am gleichen Tage wurde übrigens auch in Durant in Oklahoma ein anderer Neger auf ähnliche Weise gehängt: man band den Schwarzen an einem Pfahl und verbrannte ihn ebenfalls bei lebendigem Leibe.

Eine reiche, junge Engländerin unter Diebstahlsverdacht.

Peinliches Aufsehen erregt in dem kleinen englischen Hafenstädtchen Paignton in der Grafschaft Devon eine noch der Aufklärung harrende Affäre, die zur Verhaf- tung einer sehr wohlhabenden jungen Dame führte. Miß Daisy Holder, Adoptivtochter eines zur besten Gesellschaft von Hampstead in Devon gehörenden reichen alten Fräu- leins, ist von einem höheren Gerichtsbeamten Paigntons, in dessen Hause sie vor kurzem als intime Freundin der Frau weilte, des schweren Diebstahls beschuldigt worden. Obwohl von dem Ankläger zugegeben wurde, daß Miß Holder selber im Besitz von Schmuckstücken im Werte von mehr als 1000 Ltr. (20 000 M.) ist, behauptet er doch, sie hätte während ihrer Anwesenheit mehrere goldene Ringe entwendet und am letzten Tage ihres Aufenthaltes noch eine Anzahl Silberstücken mit in einen Kasten ge- packt, den sie mit ihrer eigenen Adresse versehen einem Geschäftskaufmann zur Besorgung übergab. In diesem beschlagnahmten Kasten befanden sich in der Tat die be- zeichneten silbernen Gegenstände aus der Wirtschaft des Klägers. Sie waren in ein Zedert gewickelt, welches dem als Diebin gebrandmarkten Logiergast gehörte und vorgeblich zur Veränderung einer in Kingston-on-Thames wohnenden Schneiderin überliefert werden sollte. Die auf dem Kasten angegebene Adresse aber lautete auf Miß Holder in Hampstead. Die Beschuldigte leugnet nun auf das entschiedenste, diese Adresse selber geschrieben zu ha- ben, obschon sie zugibt, daß die Handschrift der ihrigen sehr ähnlich ist. Wie die Silberstücken in das Paket ge- kommen sind, ist ihr unklar, wie sie behauptet. Auch von den Ringen erklärt Miß Holder, nichts zu wissen. Die Verdächtige beschuldigt ihrerseits den Gatten ihrer Freun- din, sich ihr mit Liebesanträgen genähert zu haben. Seine schmählichen Verdächtigungen sollen nach ihrer Ueberzeu- gung nun den Zweck haben, sie als unglaubwürdig hin- zustellen, falls sie Enthüllungen über sein Betragen in die Öffentlichkeit gelangen ließe. Wenn sie erst als Diebin galt, würde auch niemand daran zweifeln, daß sie eine lügnische Verleumderin sei. Der Verteidiger des ver- zweifelten jungen Mädchens suchte bei den hiesigen statt- gehalten Verhandlungen vor dem Polizeigericht von Paignton zu beweisen, daß seine Klientin das Opfer einer gemeinen Intrige geworden ist; er konnte jedoch keinen Freispruch erlangen. Die Angelegenheit wurde dem Ge- schworenengericht überwiesen und Miß Holder gegen Bürg- schaft freigelassen. Im Gerichtshof verlesene Briefe der Beschuldigten an die Frau des Klägers, worin das junge Mädchen die Freundin in ergreifenden Ausdrücken an- fleht, das Entsetzliche doch nicht zu glauben, machten auf die Gerichtshörsen offenbar tiefen Eindruck. Alle je mit Miß Holder in nähere Berührung gekommenen Personen sind von ihrer absoluten Unschuld überzeugt, während gegen das moralische Verhalten des klägerischen Distrikts- Anwalts Mr. Baines gar mancher etwas vorzubringen wußte.

Unglücksfälle.

Die schwere Brandkatastrophe am verg. Sonntag in dem hannoverschen Städtchen Buxtehude, wobei 23 Häuser, dar- unter das Rathaus, eingestürzt wurden, und leider auch ein Mauer von einflussreichen Schuttmassen erschlagen wurde, ist in ihren Entstehungsursachen noch nicht aufgeklärt worden. Die Bewohner der abgebrannten Häuser konnten nur wenig von ihrem Mobiliar retten. — In dem kleinen, etwa 600 Einwohner zählenden Dorfe Süß bei Rentershausen im Re- gierungsbezirk Rassel brach in einem Wohnhaus ein Feuer aus, das mit rasender Geschwindigkeit um sich griff. Sechs Wohnhäuser und zahlreiche Nebengebäude sind den Flammen zum Opfer gefallen. Eine Reihe von Familien sind obdach- los geworden. — In Diedow im Kreise Soltau wurde ein Hilfsförster von einem Wilderer, den er verhaftet hatte, unterwegs mit einem Stein niedergeschlagen und so entsetz- lich zugerichtet, daß an seinem Aufkommen gewweifelt wird. Ein schweres Unglück ereignete sich in dem Artillerielager bei Rars in Rußland. Ein Artillerieoffizier erklärte die Kon- struktion einer neuen Kanone, wobei zur größeren Arbeit für die Soldaten die Kanone mit einer Karatsche geladen war. Plötzlich ging der Schuß unversichert los, riß viele Dutzend Soldaten in Stücke und verwundete 15 schwer. Der Anblick der herumliegenden blutigen Gliedmaßen war so ent- setzlich, daß der verzweifelte Offizier einige Male veruchte, sich das Leben zu nehmen.

und so in die Druckerlei gegeben. Mit der Zeit klappte alles
leiblich, die Schreiber hatten sich eingelebt. Das waren
die ersten „Kalamitäten“.

Familienfreund

Unterhaltungs-Blatt

Stunden der Ruhe am häuslichen Herd.

Steine, deren Glanz erborgt.

Kriminal-Novelle von Johanna Junf.-Friedman.



Ein Moment später folgten sie den schnell von ihnen folgenden. (Nachdruck verboten.)

„Du siehst, Emma, daß in unserem Beruf es ohne Hebräischkenntnisse nicht geht. Auf Vater und Tochter haben wir beide nicht geteilt.“

„Werden wir sie lange beobachten? Dann trennen wir uns doch am besten wieder.“

„Nein! wir wollen nur sehen, wohin sie gehen, dann ist's Zeit für Uthlenhorst.“

Der Chauffeur, der die Weisung erhalten, dem ersten Auto zu folgen und gleichzeitig mit diesem, aber auf der andern Seite zu halten, kloppte.

„Sie fliegen aus.“

„Ernst, drücken um die Ecke! Ich eile schnell! Komme nach.“

Frau Emma zog den Hut tief in die Stirn. Das Haar bog in eine Nebenstraße und betrat eins der Häuser.

„Beschleunig! Frau Emma ihnen nach, Ihr geschnittenste Ohr, dem so leicht kein Geräusch entgeht, vernahm, daß im ersten Stock eine Tür klappete.“

In dem Hausflur, bis dicht an die Treppe herantretend, vernahm sie deutlich die Stimme: „Nein, das nenne ich eine Hebräischkenntnis!“

„Beschleunig! tappte sie auf die Straße zurück, gerade einem Briefträger entgegen.“

„Ich verzehle Sie, wer wohnt oben in der Belage?“

„Mademoiselle Tourmier, eine Französin, der Stern des Genethaters.“

„Ich danke Ihnen; dann habe ich mich getrennt.“

„Sie ging gemessenen Schrittes auf derselben Seite weiter bis zum Ende der Straße; dort wartete Ernst Haber.“

„Inzwischen hatte oben Herr Tourmier mit seiner Tochter Margarete die Klingel gezogen; ein häßliches Weib mit einem von Rotenarben entstellten Gesicht öffnete und fragte nach ihrem Begehrt.“

„Hinter ihr erschien die Herrin der Wohnung.“

„Nein, eine solche Hebräischkenntnis, Vater.“

„Dann traten beide ein.“

„Doch du das alte häßliche Weib noch immer in deinen Diensten halt, Claire.“

Herr Tourmier sagte es nach der Begrüßung. „Ach die, Vater. Die ist mir wert.“

„Als jedes häßliche Gerede. Ohne die würde ich manches Stück Geld nicht haben! Günstig ist ohne dies in letzter Zeit so sonderbar im Punkte Wammon.“

„Wie so sonderbar? Es ist doch alles bisher gut gegangen! Du hast dich keine Sache sein gemacht.“

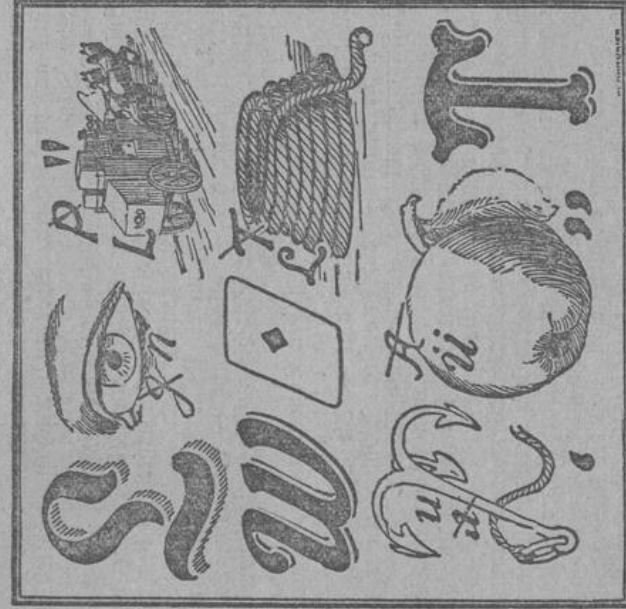
und so in die Dunkelheit gegeben. Mit der Zeit klappte alles selbst, die Schreiber hatten sich eingerichtet. Das waren die ersten „Parlamentstheorien“.



Die Sonne als Leuchtstoff von Motoren. Der kleine Ge- durch die rasche Wärmeabgabe der Sonne an die Erde durch die rasche Wärmeabgabe der Sonne an die Erde.

zuanfänglich, ist bereits oft von der technischen Wissenschaft auf- gegeben worden. Schon im Altertum beschäftigte sich Archi- mebes mit ähnlichen Problemen. In neueren Zeiten hat der Franzose Monge eine Sonnenmaschine konstruiert, in der eine große Anzahl von Spiegeln bei einer Flächenabmessung von 30 Quadratkilometern so angeordnet sind, daß sie die Sonnenstrahlen auf einen gemeinsamen Brennpunkt werfen, der dann eine so große Hitze entzündet, daß er einen Motor von einer Pferdekraft antreibt. Seit Monges Experimenten hat man in der Lösung dieser Frage bedeutende Fortschritte gemacht, aber der Tag ist freilich noch fern, da jedes Land isoliert „Sonnenmotoren“ besitzen wird, als Holland Wind- mühlen. Die größte Sonnenmaschine steht in Kalifornien im Versteck, in South Pasadena, und dient als Pumpenapparat, um aus der Tiefe eines Brunnens Wasser zu verschleppen. In der Nähe von San Francisco hat die Firma einer riesigen Maschine, deren kleiner Durchmesser ein Meter beträgt. In der Fläche sind in sinnlicher Anordnung nicht weniger als 1788 kleine Spiegel angebracht, die alle Sonnenstrahlen auf einen bestimmten Punkt konzentrieren, an dem sich ein Kessel befindet mit 800 Liter Flüssigkeit. Ein Rohr führt dann den entzündeten Dampf zu dem Motor über, der zehn Pferdekraft entwickelt. Das Wasser aus dem Brunnen wird dabei mit einer Schnelligkeit von 11 000 Metern in der Minute emporgezogen. Der ganze Apparat ist wie ein Teleskop ein- gerichtet, so daß er verstellbar ist und der Sonne in ihrem Stande folgen kann.

Rebus.



(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

sind fort, ich fürchte schon, sie wieder mitbringen zu müssen. „Hätsst du es getan?“ rief Lenchen, mit ihren heißen Händen die eiskalten Finger der Mutter um- klammern und ihr mit fliegender Wut ins Gesicht fluchend. „Hätsst du die Karten wieder mitgebracht, dann wäre alles, alles gut gewesen.“

„Ach, Richard war wohl hier, und du hättest ihn durch die Lust auf einen gemächlichen Abend in der Oper verschluckt, du hast ihn verschluckt.“

„Richard war nicht hier,“ sagte Helene schluchzend, wie trübsalig und gebrochen ihre Stimme klang!

„Aber Richard“, bemerkte Frau Wöhler vorwurfsvoll, „dass soll ich nur von dir hören! Vorhin warst du förmlich verpöndelt darauf, die Karten fortzugeben, und nun bist du wieder anderen Sinnes geworden?“

„Ich verstehe in dir meine wissenswerte, kardinale Lüge gar nicht wieder.“ Sie hatte gut und Mantel angenommen und sich neben das junge Mädchen gesetzt. (Schluß folgt.)

Humor.

„Ach so! Man sollte einmal einen Kontostoff hin- schicken und den Kassierer dieses Herrn unterlegen lassen,“ sagte der Kassierer der Gasgesellschaft zu dem Direktor.

„Ach was, diese einzigen Beschwerden.“

„Es ist keine Beschwerde, im Gegenteil, der Mann schickt den Betrag seiner Rechnung ein und schreibt, er würde sie sehr angemessen!“



Die Ähren der Parlamentstheorien. Wer vor der ersten Parlamentstheorie? In Frankreich waren im Jahre 1789 alle Ähren auf die Nationalversammlung geteilt, zwei temperamentsvolle Redner in lebensfähiger Diktion für eine Umwandlung der Staatsform plädierten. Maret, der spätere Herzog von Bassano, pflegte die Verhandlungen aufmerksamer zu verfolgen, machte sich dabei Notizen und er- zählte mit deren Hilfe abends im Freundeskreise das Vor- gefallene. Seine Berichte fielen auf so lebhaftes Interesse, daß Maret sich eines Tages entschloß, seine Notizen in ein gedrucktes Büchlein umzuwandeln. Damals gab es noch keine Journalistik; das Büchlein wurde in der Nacht ge- druckt; wenn der Verfasser die letzten Korrekturen gegeben hatte, eilte er zur Nationalversammlung und setzte sich vor die Tür, um am Morgen beim Öffnen des Hauses einen guten Platz zu bekommen. Später wurde dann eine kleine Tribüne unmittelbar hinter dem Sessel des Präsidenten er- richtet; Maret engagierte zwölf junge Leute, die hier an einem Tische Platz nahmen. Jeder dieser ersten Parlament- berichterhalter hatte einen Stoß kleiner ausgeschüttelter Papiere vor sich liegen, die die Nummer des Schreibenden trugen. Der Berichterstatter Nr. 1 merkte sich nur die ersten Sätze des Redners; wenn seine Fassungskraft zu Ende ging, gab er Nr. 2 ein Zeichen, der die folgenden Sätze aufnahm und wiederum dann Nr. 3 das Zeichen gab weiterzuverfolgen. So arbeiteten zwölf Leute daran, das langsame Schreiben mit der rasigen Rede in gleichem Tempo zu halten. Die kleinen Zettel wurden dann nach den Nummern geordnet

